

Schönheit ist keine Eigenschaft, die den Dingen an ihnen selbst zukommt; sie existiert lediglich im Geiste dessen, der die Dinge betrachtet.

David Hume: Vom schwachen Trost der Philosophie. Essays, Göttingen: Steidl, 1990, S. 78

IM MUSEUM

Ein Text über die Schönheit | Ilvy Paierl

Die großen Formen an der Wand verdeutlichen sich mit jedem Schritt ihnen entgegen; bald fügen sie sich zu regelmäßigen Linien, bald zu sinnvollen Schriftzeichen, bald zu einigen sinntragenden Worten:

„Schönheit ist -“

Schönheit ist...?

Nun, was ist sie denn?

Der Rest des Satzes bleibt unkenntlich, weil der größte Teil der Wand von einer dichten Mensentraube verdeckt wird, die sich lebhaft davor herumbewegt. Auch wenn sie sich eigentlich nicht für die Schrift interessiert – denn diese ist nur ein einfaches Detail des Ausstellungsdesigns – gibt sie dennoch rücksichtslos auf nichts außer sich selbst den Blick frei. Solche Ansammlungen sind tatsächlich gar häufig, schließlich ist das Museum so gut besucht, dass sich derartige um fast jedes Exponat bilden. So bleibt wohl nur übrig, sich auf eine der Bänke in der Mitte des Ausstellungsraumes niederzulassen und zu warten, bis sich die Menge auflösen würde.

Die Überlegung, dass vielleicht eine Korrelation von Exponat und Satzende bestehen könnte, kommt da jäh in den Sinn; es könnte etwas gemäß Locke an der Wand stehen wie:

„Schönheit ist eine Qualität“,

Die Qualitäten des Exponats wären also kausale Eigenschaften, die aufgrund ihrer Existenz Ideen im Geist der Betrachtenden hervorrufen können. Neben der dem Exponat inhärenten objektiven Qualitäten, welche im Geist der Betrachtenden Vorstellungen hervorrufen, die den entsprechenden Qualitäten, die zuvor ebendiese Vorstellungen verursacht haben, ähneln, wären im Hinblick auf die Schönheit wohl eher die relationalen Qualitäten anzunehmen, welche hingegen Vorstellungen evozieren, die nicht den entsprechenden Eigenschaften des Objekts ähneln, somit also sinnliche Wahrnehmungen und emotionale Reaktionen widerspiegeln. In diesem Sinne könnte man Schönheit als letztere Qualität, welche eine Reaktion des Betrachters auf die Eigenschaften des Objekts reflektiert, ansehen. Schönheit als solche Qualität würde wohl äußerst empfindlich auf individuelle Unterschiede zwischen den Betrachtenden reagieren: verschiedene Betrachter, die die Schönheit desselben Exponats gleichermaßen loben, müssen nicht zwingend darauf hinweisen, dass sie sich auf dieselben Eigenschaften beziehen oder dass sie aus denselben Gründen Freude daran finden. Diese Subjektivität der Schönheit fände sich auch in einem anderen Ansatz, der Hume näher ist, wieder:

„Schönheit ist ein Urteil“,

Ein naheliegender Satz, wenn man sieht, wie sich manch ein Betrachter bereits nach wenigen Momenten kopfschüttelnd vom Exponat abwendet, während anderer der Erbauung durch dessen Betrachtung selbst nach etlichen Minuten nicht müde werden.

Es scheint, dass Schönheit auch in diesem Fall einer Beziehung zu einem denkenden Geist, der sie wahrnimmt, bedarf; jedoch ist sie hier ein subjektiver Befund, welcher dem Geist, der beurteilt und somit etwas als „schön“ oder „nicht schön“ empfindet, entspringt. Unterschiedliche Individuen mit unterschiedlichem Verstand – jedes einzelne davon geprägt von mannigfaltigen Erfahrungen, Vorurteilen und Vorstellungen – können unterschiedliche Bewertungen dessen vornehmen, was "schön" ist und was nicht. Dementsprechend ist Schönheit keine Eigenschaft des Exponats, die eine Empfindung hervorruft; sie ist die hervorgerufene Empfindung selbst.

Solch eine Empfindung mag auch durchaus dynamisch passieren: Immer wieder nähern sich einige Museumsbesucher dem Exponat eilig, denn sie erblickten es von der Ferne und sind so ergriffen gewesen, dass sie es gleich genauer betrachten mussten; kommen sie nun davor zum Stillstand, dauert entweder ebendieser Pathos an, oder sie wenden sich schon nach kurzer näheren Betrachtung wieder ab – die anfängliche Begeisterung ist wohl nicht mehr als ein Fall von Kalopsia gewesen. Also:

„Schönheit ist ein Prozess.“

Man könnte sagen, Schönheit ist mehr Ereignis als Bedingung oder Eigenschaft, welches entsteht, wenn Schönheitsempfinden geweckt wird. Somit ist sie selbst von flüchtiger Natur, denn sie erstirbt nach dem Moment der Begegnung, in dem sie geboren wurde - allein in andersartiger Form kann sie durch ein anderes Ereignis wiederkehren; mehr noch, sie kann sogar als noch weit größerer Prozess aufgefasst werden, der sich über Einzelne erhebt und sich durch die gesamte Menschheitsgeschichte zieht. In jedem Ausstellungsraum dieses Museums müsste der Satz, sofern entsprechend der jeweilig ausgestellten Epoche und Kultur, wohl anders beantwortet werden.

Wenn aber Schönheit nun nur in derartiger Relativität zu individuell Erlebtem existiert, so hört sie doch auf, ein überragender oder gar ein über Personen und Gesellschaften hinweg erkennbarer Wert zu sein. Schließlich verendet Schönheit bei einer rein subjektiven Auffassung in Bedeutungslosigkeit – sie verliert ihren Wert als Ideal. Was wäre also, wenn man, um dem zu kontrastieren, Schönheit beispielsweise mit einer Form von Ordnung gleichsetzen würde?

„Schönheit ist eine Form von Ordnung.“

Die Assoziationen von Schönheit mit Ordnung sind für den rationalen Verstand ansprechend, und die Erfahrung legt nahe, dass Teile eines schönen Objekts wohlkomponiert sind, sich gegenseitig ergänzen und ein einheitliches Ganzes bilden. Kann aus diesem einheitlichen Ganzen dann deduktiv auf die Schönheit der Teile rückgeschlossen werden? Müssen die Teile selbst dann schön sein, sodass sich induktiv dieses schöne Ganze ergibt? Oder liegt Schönheit in der Komplexität, die durch die Ordnung geeint wird? Wenn man Ordnung als Schlüsselbegriff für Verständnis von Schönheit sieht, so ergibt sich demgemäß auch die Frage, ob es vereinheitlichende Gesetze der Schönheit gibt, die für alle Fälle schöner Objekte gelten, so wie Naturgesetze auf physikalischen Phänomene anwendbar sind. Der Satz auf der Wand könnte in weiterer Folge also auch dieser sein:

„Schönheit ist objektiv.“

Wenn Schönheit einen phänomenologisch objektiven Aspekt hat, würde dies bedeuten, dass es einen Teil der Schönheit gibt, der nicht auf unsere subjektive Interpretation derselbigen zurückzuführen ist, wodurch dieselbige mit empirischen Methoden festgestellt werden müsste.

Ist der objektive Aspekt der Schönheit hingegen metaphysisch, so gäbe es etwas an dieser, das jenseits der physischen Welt existiert und so nicht von den Interpretationen unserer Sinne, das heißt unserer Wahrnehmung, abhängt; dementsprechend müsste eine Welt, in der es gar keine Wahrnehmungen gibt, vom Individuum unabhängig schön oder hässlich sein.

Insgesamt scheint es, dass der Zugang der Subjektivität, die Schönheit eines Objekts in Kohärenz mit einem Subjekt, welches es betrachtet und in weiterer Folge sein Urteil darauf anwendet, es aufgrund des eigenen Schönheitsbegriffs, als „schön“ oder „nicht schön“ erachtet, ebenso anwendbar ist, wie der Zugang der Objektivität, der Schönheit eine gewisse Autarkie verleiht; womöglich vereint sie sogar in ignoranter Aporie beides in sich.

Dieses, die Disparität von Geschmäckern, sowie die Schwierigkeit, Urteile über Schönheit zu begründen und deren Gemeinsamkeiten herauszufinden, weisen darauf hin, dass der Schönheitsbegriff weitaus komplizierter ist, als er in der alltäglichen Erfahrung erscheint.

Ja, solches würde sich nicht innerhalb eines Tages beantworten lassen; so ist es draußen mittlerweile dunkel geworden, der Ausstellungsraum hat sich gelehrt und liegt nun in verlassener Stille da. Die Wand

ist nicht nur dem Mondlicht, sondern endlich auch dem Blick freigegeben und der Satz lässt sich zur Gänze lesen:

„*Schönheit ist.*“

Am Ende des Tages ist oft jenes am überzeugendsten, das durch Simplizität besticht.
Zeit, nachhause zu gehen.